
n e t z T E X T E

von

Wolfgang Paul

versalia.de

Inhalt

Gebleicht	1
Wenn die Katze ein Pferd wÄxte	2
Spurtreu	6
Gefunkel unterm Rebenzelt	7
Steinwurf	8
Floh im Ohr	9
Ballade vom guten Hund	10
Schnuckelschneckerich	11
Lied vom VerÄxndern der Welt	12
Zeitfluss	13

Gebleicht

Lektion an der Angsttafel,
von Gleichungen gebleicht.
SpÃ¼rend wie warmer Urin
durchs Hosenbein rinnt.

TrÃ¤nen und Kreide im Gesicht.
Stehend in einer PfÃ¼tze
gelber BedrÃ¤ngnis.

FrÃ¼he Gehversuche,
bleigerahmt fÃ¼rs Alter.

Von Zerbrechlichkeit
ummantelt ist mein Mut.
GelÃ¤chter scheucht mich
ins GehÃ¤use der Kindheit.

Wenn die Katze ein Pferd wÄ¤re

Pferde gehorchen mir einfach nicht, wegen meiner Unart, die ZÄ¼gel schleifen zu lassen. Die ersten Versuche endeten im Graben und der Ratschlag, ich solle die Reitpeitsche gebrauchen, bewirkte das Gegenteil: Ich stieg vom Pferd und bin nie wieder aufgesessen. Man darf mich einen Absteiger nennen; ich muss nicht um jeden Preis reiten. Nun aber holt mich meine Vergangenheit wieder ein. Baron MÄ¼nchhausen will seine SpÄ¤ße mit mir treiben, mir eine Fantasiegeschichte aufzwingen. Seit Tagen verfolgt mich diese alptraumhafte PferdehÄ¤lfte, dessen Hinterteil einer Katze gleicht. Ein Ritt durch BÄ¤ume soll damit gelingen. Erste Notizen entstehen, Gedanken Ä¼ber den Sinn eines SteigbÄ¼gels, weil ich nicht wirklich aufsteigen will. â€žWenn die Katze ein Pferd wÄ¤re, kÄ¶nnte man durch die BÄ¤ume reitenâ€œ, so lautet der Arbeitstitel. Ich strÄ¤ube mich gegen dieses Paradoxon, das lÄ¤ngst zu einem geflÄ¼gelten Wort geworden ist und mit der MÄ¶glichkeit des UnmÄ¶glichen spielt. Ist es wirklich ein Pegasus, der da dem Blut der Medusa entspringen soll oder ist es nur Unvernunft? Ich rÄ¼cke mein Blatt zurecht und notiere, warum der besagte Ritt eigentlich nicht funktioniert, weder auf einem Pferd, noch auf einer Katze. Es gibt Gesetze die sich nur schwer oder gar nicht verschieben lassen. Wir kommen nur daran vorbei, an den BÄ¤umen, links und rechts der Rinde, im Tunnel einer Allee oder durch den Wald als solchen. Es ist vielleicht noch vorstellbar, mit einem festen Pferd und wenn man die ZÄ¼gel beherrscht durch eine Baumkrone zu springen. Doch so ein HusarenstÄ¼ck gelingt meist nur im Film. Die Wirklichkeit geizt mit schwerelosen Taten. Ross und Reiter sind nicht so schlÄ¼pfbrig wie Regen, Licht oder Wind. Nur von Insekten weiÃt man es sicher, sie schwirren durch Blattwerk und GeÄ¤st, als bestÄ¼nde so eine Krone aus Freiheit. Alles scheint endlos zu sein, es schillert und summt und surrt. Ein Weltall, Ewigkeit, wenn man so will. Doch beobachte ich einen Vogel, dann verrÄ¤t sein sprunghaftes Flattern, dass da und dort Grenzen sind. Die FlÄ¼gel streifen den Rand des Fluges. Je sperriger das Tier, desto unbequemer wird es in der Baumkugel. Die Hindernisse wachsen proportional. Kaum noch Spielraum bleibt einer Katze, die dem Vogel nachstellt und sich dabei verrenkt. Jeder Zweig erzwingt einen Umweg. Und mir, dem Dichter, geht es nicht besser dabei. Ich ecke an, fÄ¼hle mich beeinflusst: Dieses Thema konstruktiv zu verwandeln weckt in mir Abneigung. Soll ich den Unfug wagen, mich auf ein Querfeldeinspringen einlassen und sorgenlos Ä¼ber alle Naturgegebenheiten hinweg fantasieren? Ich mag mich nicht recht Ä¼berwinden. Und doch bleibt ein Restreiz, dieses Thema in Worte zu fassen und als Aberwitz aus dem Federhalter zu saugen, als hÄ¤tte ich nichts wichtiges zu schreiben? So drehe ich am Federhalter, spiele mit meiner Unterlippe, male das Fragezeichen fett aus. Meine Frau blickt mir Ä¼ber die Schulter, schmunzelt und schÄ¼ttelt mitleidig den Kopf. Sie hat wohl recht, sie verdient unser beider Geld in der Wirklichkeit. â€žArmer Poet!â€œ, streicht sie mir Ä¼ber die Wange und lÄ¤sst mich allein. Ich frage mich, warum die Katze nicht Katze und das Pferd nicht Pferd bleiben darf. Will jemand reiten, so spannt er sich ein Ross ins Geschirr und kommen ihm die MÄ¤use zu frech, dann lÄ¤sst er seine Katze los. Aus dem jeweiligen Zweck leitet sich das Mittel ab. Ein Pferd taugt nicht zum MÄ¤usefang, weil es Angst vor MÄ¤usen hat. Nicht umsonst verordnet man Scheuklappen. Es werden mehr RÄ¶sser durch MÄ¤use verletzt als umgekehrt. Nun aber stelle man sich einmal vor, das Reittier wÄ¤re eine Katze, deren archaischer Reflex die Jagd ist. Ein wilder Ritt durch das Unterholz wÄ¼rde anheben. Schnurstracks der Maus hinterher, mit allen Konsequenzen fÄ¼r den Reiter. Der theoretisch erwogene Rollentausch zwischen Pferd und Katze schafft Probleme in der Praxis. Man riskiert unberechenbare Folgen, wenn man die Vorzeichen vertauscht. Was lÄ¤sst sich noch berechnen, wenn die Katze zum Pferd wird? Moden und Launen mÄ¶gen zwar vieles befÄ¼geln, aber auch Bruchlandungen sind mÄ¶glich. Schnell gelten die Regeln der Dressur nicht mehr. Eine Katze sattelt sich nicht wie ein Pferd, weder Sporen noch Peitsche machen sie gefÄ¼rig und im Gegenteil, sie faucht, wird erst recht rebellisch. Angenommen, ich wÄ¼rde mich ernsthaft auf eine Katzen-Pferd-Geschichte einlassen, so kÄ¶nnte alles geschehen. Ich brÄ¤uchte weder Not noch Skrupel zu haben die Wirklichkeit aus den Angeln zu heben. Der Fiktion sind keine Grenzen gesetzt. Jeder Irrsinnige darf durch die BÄ¤ume galoppieren. TrÄ¤ume tun nicht weh. Der Utopie ist es gleichgÄ¼ltig, ob irgendein Don Quichotte auf seiner Rosinante gegen WindmÄ¼hlen reitet oder eine geklonte Katze zu einem Pferd mit Holzwurmeigenschaften mutiert. Die Schreiberei erlaubt ein zÄ¼gelloses Dichten, denn sie speist sich aus dem Weltall einer Baumkrone. Mir stellt sich dennoch die Frage, ob man alles

schreiben darf. Meine Bedenken liegen auf der Hand: Sobald die Ideen außer Acht geraten, sie ins Äbernatürliche verwünscht und zu steril werden, bleibt immer weniger Gefühl und Mitgefühlbrig. Äberspannt der Autor den Bogen ins Nichtreale, verlieren sich die schäpferischen Qualitäten wieder. Das Unglaubliche ist dann so unglaublich, dass es jeden Geschmack verdirbt. Es ist so als wärde ich meinen Kaffee bis zum Rand voll Zucker röhren. Irgendwann überstretet man den Hüpfpunkt und fällt wieder ab, jenseits aller Empfindungen. Don Quichotte ist eine Fiktion und seine Geschichte nicht das Leben. Ein Märchen nur, ebenso wie Robinson Crusoe oder Huckleberry Finn. Doch hier sprühen wir das Unechte kaum und erfahren von Menschen, von deren Wünschen, Ängsten und Träumen, wir erfahren uns selbst. Die Zutaten sind genau bemessen, nicht zu süß, nicht zu bitter. Das eigentlich Unglaubliche wird uns schmackhaft gemacht. Es fällt dem Leser leicht, in eine verrückte Welt einzutauchen. Der Zugang zur Literatur findet über jenes Gefühl statt, das die erfundene Geschichte für menschenmöglich hält. Diese Identifikation lässt Fantasiegestalten über himmelhohe Bohnenranken ins Wunderland steigen, ohne dass diese Absurdistät als Betrug empfunden wird. Fabulieren ist nicht gleich lägen. Wie echt oder wie täuschend ein prosaisches Stück letztlich wirkt, hängt von den Kunstgriffen des Verfassers ab. Kann er geistreich verzaubern und berühren, dann kommt niemand auf die Idee, ihn der Lüge zu bezichtigen. Ihm wird erlaubt ein Künstler mit Freiheiten zu sein. Aber wo endet diese Freiheit und wer sagt ihm, wann sich seine Geschichte vom Gebrauchswert entfernt, in den Sog des Wahnsinns gerät, den Kopf des Leser verdirbt? In diesem Sinne laufen Schriftsteller immer Gefahr, Fallensteller zu sein, irgendwo zwischen gutgemeinter Pädagogik und überbelster Seduktion. Der Grat ist dann wie eine Buchseite. Lenkt die literarische Vorstellung dahin, dass die Katze auch ein Pferd sein kann, mit dem ein Ritt durch die Bäume möglich ist, so darf sich der Autor nicht darauf verlassen, dass jeder diese Fiktion erkennt. Man ahnt schon das Dilemma: Ein Hinweis, dass die Geschichte unsinnig und nicht zur Nachahmung empfohlen ist, muss angebracht werden, ein Beipackzettel, der vor Nebenwirkungen und Risiken warnt, eine Kontraindikation für Leute, die sich die Literatur zu Herzen nehmen. Ein Fräulein von Laßberg, um hierzu ein Beispiel zu nennen, hat sich wegen »Die Leiden des jungen Werthers« in der Ilm ertränkt. Bevor man sich also an Goethe heranwagt, sollte das Belastungs-EKG stimmen. Oder denken wir an H.G.Wells, der eine Massenhysterie auslöst, eine panische Flucht vor Marsmenschen, die nur in der literarischen Fiktion existierten. Ob Selbstmord oder volkswirtschaftlicher Schaden, jeder Schriftsteller kann wie ein Brandbeschleuniger wirken. Literatur wird immer ein Trojanisches Pferd bleiben, das macht ihren besonderen Reiz aus. Die Spannung, dass etwas Verborgenes zum Vorschein kommen könnte, hält gefangen. Dieser Hinterhalt ist vom Autor beabsichtigt, vom Leser erwünscht. Spielt eine Katze die Hauptrolle der Geschichte, so darf es keine gewöhnliche Katze bleiben. Irgendwann muss der Pferdefuß sichtbar werden, eine Wende eintreten welche die Symmetrie verletzt. Doch dieser Bruch mit der uns vertrauten Welt kann auch das Abkippen der Geschichte bedeuteten. Der harmlosen Fabel könnte ein Untier entkommen. Unser Ritt durch die Bäume, falls die Katze ein Pferd wäre, birgt diese teuflische Versuchung dem Leser etwas Böses anzutun. Der Autor wird zum Täter, das Schreiben zur Machenschaft, seine Worte zum Stoff. Der Leser gerät in die Abhängigkeit seichter Drogen und in ein triviales Milieu. Soll ich meine Fantasie in eine Begegnung dieser unheimlichen Art münden lassen, schlechte Science Fiktion anbieten? Wieder stellen sich mir die Haare auf, weil ich ein Heer von Robotern marschieren sehe, deren Uterus ich selbst bin. Aus der nackten Singularität eines Wurmloches schlängend bemächtigen sich diese Aliens meiner Baumkrone. Die Welt wird überall gleichgeschaltet und wir Poeten werden zu konformen Schreibmaschinen. Die Macht unserer Poesie geht verloren, um das Pferd in eine Katze zurückzuverwandeln. Aus der dunklen Materie gibt es kein Entrinnen, jeder Lichtblick wird aufgesaugt. Raum und Zeit entschwinden in einer unendlichen Geschichte. Technotoren sprengen das Sonnensystem, trinken Sauerstoff und sagen stereotype Sprüche auf. Nightmare-Monster bilden Metastasen aus, kybernetische Organismen, denen vielfach Käpfe nachwachsen, sobald man einen nur abschlägt. Die apokalyptischen Reiter haben - um das Thema erneut zu bedienen - Katzen gesattelt. Der Zeichentrick kriecht aus dem Nachmittagsprogramm. Es ist die Halbwelt der Transformer und Power-Rangers. Mirakulix reicht seinen Zaubertrank für hyperaktive Kinder, den Wunschkunsch der schlaflosen Nächte. Ich erschrecke vor meiner eigenen Fantasielosigkeit. So schnell kann man Alpträume machen. Die Vorzüge der Fiktion sind schnell verbraucht, wenn der Autor zügellos dahingaloppiert. Der Gaul geht mit ihm durch. Ein harmloser

Ausritt auf einer Katze wird zur Hetzjagd ins Absurde, dorthin wo das Unmachbare machbar, das Natürliche unnatürlich, das Sinnliche über Sinnlich wird. Plötzlich ist auch das Leid schmerzlos, die Empfindung schrumpft in sich zusammen. Es kommt zum Mega-out. Unsere Kinder verlieren jede Sprache, werden zum Fall der Logopäden. Sie müssen fortan Beruhigungssäfte trinken gegen das Verlangen, sich mit aller Gewalt ausdrücken zu wollen. In einem Land transparenter Bäume und Pferdekatzen frisst die Fantasie ihre eigenen Helden. Unsere Huckleberry Finns werden atomisiert und in den Spiralnebel des Virtuellen katapultiert. Ich versuche mir entgegenzuhalten, dass diese Katze-Pferd-Geschichte auch behutsam angegangen werden kann, mit Feinsinnigkeit und Gespräch. Gewiss, ich habe eben den Teufel an die Wand gezeichnet und übertrieben. Aber ich stecke in einer Zwickmühle, da reagiert man über. Mein Problem ist, dass ich weder so noch so schreiben möchte, nicht unsanft, nicht sanft. Ich will die Welt nicht auf den Kopf stellen und auch keinen Kopfstand veranstalten. Supermann ist mir zu fantastisch, Hampelmann zu albern. Meine Helden wünsche ich mir dazwischen. Es sollen gewöhnliche Helden sein, normale Menschen und ihre alltäglichen Taten. Mehr nicht, weniger auch nicht. Träume die uns betreffen, Visionen die fern aber greifbar sind, Sorgen die man beheben kann - das wäre mein Thema. Nach einem Land wo die Katze ein Pferd sein muss, weder Fleisch noch Fisch, habe ich keine Sehnsucht. Ein solches Land beschäftigt ihre Dichter nur mit abstrakten Rechenaufgaben. Wenn die Katze (A) ein Pferd (B) wäre, könnte man durch die Bäume (C) reiten? Ein Grenzwert? Pferd durch Baum, bleibt wie viel Katze im Sinn? Erstellen Sie eine Textanalyse! Berechnen sie das Versmaß für folgendes Gedicht:

unter meiner birnenpalme

zehrt von meiner beere
und deren ungestalt
verzaubert zum likör
geist erfält euch bald
bringt herbei den kater
durch räumlichkeit und zeit
es sattelt sich mit schatten
des baumes blätterkleid

denkt euch alle himmel
und blitzt bläulich schön
in ungezähmten bildern
will alles blind geschein
pferdeblicke strahlen
katzenschlitzte rund
rosa linsen malen
scheinheile welt gesund

Mir kommen surrealistische Bilder in den Sinn. René Magrittes Carte Blanche scheint meinem Horror-Thema Pate gestanden zu haben. Eine zerstörte Dame mit Pferd reitet durch die Bäume. Die Täuschung gelingt, aber nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick fällt ich mich betrogen. Das Gemälde befremdet mich. Bei Hieronymus Bosch und Salvador Dalí geht es mir nicht besser. Für mich sind beide irgendwie Tierquälerei. Der eine spannt Vögel ins Geschirr, der andere steckt sie in Brand. Woher nimmt der Künstler dieses Recht, Dinge anzusprechen oder auszumalen, Dinge, die unanständig sind? Woher nimmt er das Recht, verwerfliche Möglichkeiten zu erwägen? Da kommen Pferde auf Stelzenbeinen daher, Giraffen brennen lichterloh und Elefanten tragen Altbretter oder nackte Frauen. Die Fantasie wird zur Gebetsmühle, zum Exorzismus, zur Mystik. Mit Dalí ziehen surrealistische Rauchschwaden auf, vernebeln den Sinn und wabern dorthin, wo Seeschwalben Meerkatzen und Meerkatzen Seepferdchen sind. Im Grunde ist der ganze Surrealismus eine Albertheit, ein dummer Streich. Unsere Wahrnehmung wird genarrt. Bauteile, die unsere Vorstellungskraft braucht, werden einfach ausgeradiert oder dort hinzugefügt wo sie stehen. Aber die Wirklichkeit lässt mit sich nicht spielen, ganz egal was wir uns einbilden. Wir können uns auf den

Kopf stellen oder verrückt werden, die Welt ist keine Auslegungssache. Macht ein Literat sich inspirieren lassen, so sollte er besser die Laboratorien der Welt besuchen. Dort werden die realen Unglaublichkeiten geachtet, Dinge für die noch keine Namen erfunden sind. „pfel, die sich wie Bananen schalen lassen; Kähe, aus deren Euter Ziegenmilch fließt; Mäuse, denen ein menschliches Ohr entwächst. Was bleibt dem Künstler? Welchen Wert hat der Baumritt? Die Wissenschaft arbeitet längst daran“ ohne verklärtes Dichtergehabe, ohne dem gesunden Empfinden einen Streich zu spielen. Es geht wirklich an die Substanz. Ross und Reiter will man in deren Bestandteile zerlegen, durch das molekulare Gittergeflecht des Holzes sieben und auf der Hinterseite wieder zusammenzufügen. Es ist nur Frage der Zeit, wann die ersten Gegenstände von da nach dort transportiert werden, so wie man Fernsehbilder sendet und empfängt. Unlängst glückte schon die Teleportation von Quanten. Und weil unsereins nichts anderes sein soll als ein Quantenzustand, so glaubt man, könnten irgendwann auch Menschen per Rundfunk übertragen werden. Was bleibt mir als Literat zu schreiben? Ein Kommentar etwa, dass mich diese Entwicklung besorgt, dass ich sie für unnatürlich halte und ich darin eine Demontage der Schäpfung sehe? Soll ich die Frage erörtern, was mit Geist und Seele bei einer Teleportation geschehen könnte? Geht das Menschliche womöglich in der Maserung des Baumes verloren? Oder aber soll ich im Gegenteil eine Hymne auf die neuen Technologien komponieren, einen Lobgesang anstimmen, der mit der Leistungsfähigkeit moderner Teilchenbeschleuniger wächst? Oder weder noch, weil sich ein Schriftsteller nur um die Sprache zu kümmern hat, zeitlos und selbstgefallig? Je mehr ich schreibe erkenne ich, dass die Welt kein dänisches Blatt Papier ist, auf dem sich alles leicht zusammenreimen lässt. Auch wenn es mir gefallen würde, nur mit den Armen zu rudern, um fesselfrei in die Lüfte zu steigen, es bleibt mir verwehrt. Ich bin kein Vogel, will es nicht sein. Ich liebe die Last des Menschlichen. Und ich liebe das Menschenmögliche. Beides, Bodenhaftung und Traum, lassen mich wirksam werden. Ich folge gerne in Gedankenwelten, aber nicht ins Sterile, ins Absurde. Ich habe mir einen Standpunkt erarbeitet den es zu vergräßern gilt. Dalis Bilder engen meinen Blick jedoch ein, weil jeder Pinselstrich dominant ist. Seine Giraffen lassen mich kalt, ihr Brennen ist nicht feurig, sie rauchen wie Schornsteine. Sie zeigen kein Gefühl, was sollte ich von ihnen lernen? Stolz, überheblich, ungerührt schreiten sie durch eine Szenerie, die nichts mit der Welt gemein hat, die ich liebe. Warum blutet das Pferd von Magritte nicht? Wieso darf ich Zeichentrickfiguren in Lavaflossen ertrinken und von Dampfwalzen überfahren werden ohne dabei auch nur eine Miene zu verzieren? Für mich endet hier die Fantasie, ich sehe Täuschungsversuche. Manche malen gelungen sein, die meisten aber sind billig. Und hier endet auch mein Versuch, ein Thema auszuwalzen, das nie mein Thema werden wird. Die Katze darf Katze und das Pferd Pferd bleiben. Da pflichtet mir sogar Huck Finn bei, mit dem ich mich um Mitternacht auf dem Friedhof von St.Petersburg treffen will. Er hat eine Hexerei vor. Die Katze der Witwe Douglas verwirkte nämlich ihr siebtes Leben und Huck muss sie in geweihter Erde bestatten. Seine Warzen verschwinden dann, hat ihm Tom Sawyer verraten. Mich braucht er wegen der Zauberformel und weil ich rote Haare habe. „Aber wenn etwas schief geht?“, fragte ich ängstlich. „Was soll schon schief gehen, Wolfgang?“, lachte er mich spöttisch auf. Geister der Toten, Huck, die Geister! warnte ich. „Teufel auch es klappt! Um Mitternacht will dich an der Mauer sehen und keinen Glockenschlag zu spät!“, verlangte Huck. Er schwor einen Eid aufs Schwert und unterschrieb mit Blut, dass er es selbst zum Abdecker reiten werde, sollte je ein warziges Pferd aus dem Katzengrab steigen.

Spurtreu

halbwahrheiten
sind ganze lÄ¼gen
nur meine lust
nicht halbherzig
deshalb

meine zunge
nicht mehr spurtreu
verspricht dir unhaltbares
wenn sie
dein zittern flieÃŸt in mich
entgleist

Gefunkel unterm Rebenzelt

Der Nacht hellredend lauschen,
weil Ohren das Sagen haben,
unter Sternen und Reben.

Du SchlafliedsÄngler schweige,
du MondverklÄrer auch.
Erblinde, wer die Welt entfÄrbt
und ferner Liebe Brauch.

Du Weinduftkenner schweige,
du SonnenzÄchler auch.
Verstumme, wer den Himmel schwÄrzzt
mit seinem Phrasenrauch.

Du Allesbeter schweige,
du Wunderheuchler auch.
Ertaube, wer es brennen hÄrt
in einem Dornenstrauch.

Ich dichte Strophen, oder nicht,
um nie in Schlaf zu enden.
Mein Widerspruch spricht fÄr die Welt:
Oh Sternenlaube, Rebenzelt!

Steinwurf

Ein Wort und ist es noch so leise,
verloren aus deinem Mund
- vielleicht reicht schon ein Zungenschlag? -
reiÃÂt manche Herzen wund.

Dein Stein, der auf das Wasser schlÃ¤gt,
sinkt lautlos bis zum Grund.
Die Wellen aber, immer mehr,
tun diesen Aufschlag kund.

Floh im Ohr

Ich mag den Leichtsinn,
sein keimendes Denken,
auch rotzfrechen Bazillen
GehÃ¶r noch zu schenken.

Ballade vom guten Hund

Heute will er wieder an die frische Luft,
also geh ich mit ihm Gassi, geh spazieren,
und ich lasse ihm den freien Lauf,
schließlich soll sein Wille auch geschehen.

Er hat so hübsche, treuerzige Augen,
ein Dackelblick, der mich zu Tränen rüttelt.
Wenn du ihn streichelst, dann kannst du Gott vertrauen,
er lässt jeden ran der es bei ihm probiert.

Wenn du ihn lobst, dann wedelt er den Schwanz,
doch sei nie streng zu ihm, er hat ein dünnes Fell.
Seine Gefühle die sind so verletzlich,
ein falsches Wort und schon hast du sein Gebell.

Keine anderen Hunde will er neben sich,
eifersüchtig ist mein gutes Tier.
Er macht die Sintflut, hebt das Bein an jeder Ecke,
an jedem Baumstamm markiert er sein Revier.

Wenn ich am Abend die Nachrichten schaue,
dann liegt mein guter Hund gelangweilt neben mir.
Er kratzt sich nur, wenn die Menschen leiden,
und ist er hungrig, kriegt er eine Wurst von mir.

Ich kraule meinen Hund und bin zufrieden,
er ist so gütig, er hat Geduld.
Nur die guten, schönen Dinge sind die seinen,
und am Elend haben Hunde keine Schuld.

Mein Schrebergarten ist ein kleines Paradies,
hier bellt er rum, mein Hund, und spielt den lieben Gott.
Nur die braven Kinder lässt er Blumen pflücken,
die Bären aber beißt er alle tot.

Mein guter Hund ist der Einzige und Wahre,
er beschützt mich vor dem Bären in der Nacht.
Ich fürchte mich nicht mehr, seit ich ihn habe,
mein guter Hund hält über mir die Wacht.

Schnuckelschneckerich

es kriecht ein schnuckelschneckerich
gezielt über die waden
sein weg
ein wenig kurvenreich
gleicht dennoch der geraden

das schneckentempo ist rasant
doch drängt ihn keine eile
am oberschenkel hält er still
genießt dort eine weile

blitzschnell
zum endspurt angesetzt
viel schleim ist schon vergossen

das ziel jedoch
was stets frustriert
zwecks ruhetag verschlossen

Lied vom Verändern der Welt

Ich hab ein BÄ¼ndel Holz gehackt,
es macht am Abend warm.

Ich hab auch krÄ¤ftig zugepackt,
um Ernte einzufahren.

Der Katze stell ich Futter hin,
wenn es nichts zu fangen gibt.
So verÄ¤ndert sich die Welt
und alles was geschieht.

Ich trag dem Schwachen hie und da
ein StÄ¼ck weit seine Last.

Ich mache auch, das ist doch klar,
beim Tragen meine Rast.

Viel tu ich aus Eigennutz
und mache mich beliebt.
So verÄ¤ndert sich die Welt
und alles was geschieht.

Ich zÄ¤hle nie das Kleingeld nach,
weil ich den Cent nicht ehre.

Es sind die Pfennigfuchser
Ä¼ber die ich mich beschwere.

Wer meint er macht ein SchnÄ¤ppchen,
dem stoÄt ich ins GemÄ¼t.

So verÄ¤ndert sich die Welt
und alles was geschieht.

Ich glaube nicht an Wunder,
die man dir und mir verspricht.

Wer mir damit blÄ¶d kommt,
dem lach ich ins Gesicht.

Ja, ich bin ein SpÄ¶tter,
der die Dinge skeptisch sieht.
So verÄ¤ndert sich die Welt
und alles was geschieht.

Ich lieb was liebenswert ist
und ich lieb mich selbst dazu.

Euch lieb ich nicht immer
und dann lasst mir meine Ruh.
Doch heut bin ich in Stimmung,
drum sing ich dieses Lied.

So verÄ¤ndert sich die Welt
und alles was geschieht.

Zeitfluss

Einen stillen Duft hat die Zeit
und bunt ist ihr Fließen.
Der Herbst winkt Blättern hinterher,
blässt ihre welken Segel die Flüsse hinab.

Entlang der Steine
schmiegt sich das Wasser
und murmelt jede Kante rund,
formt mit Geduld und Gewissheit
Gebirge zu Sand.